

Der Mordstein von Golzwarden

Davor

Golzwarden, 1507 auf Golzwarderwurf

Der Hof liegt im Dunkeln.

Auf der Straße zum Hof, eine aufgebrachte Menschenmenge, bedrohlich Stock und Keule schwingend.

Sie erreicht das Haus, wo man schon träumt, und schreckt sie auf.

Ahnungslos, vier müde Gesichter.

Der wütende Mob drescht sie nieder, schlägt und tritt, bis sich nichts mehr röhrt.

Die Erde nass vom Blut.

Von links kommt einer angerannt, von den Ställen, da hatte noch Licht gebrannt. „Da ist noch einer von ihnen!“, tönte es aus der Menge.

Er eilt herbei und weint und klagt und hasserfüllt schreit er hinaus:

“Verflucht seid ihr, verdammtes Pack, dass ihr habt vergossen, meiner Brüder Blut!” Den Mob graut’s, er weicht zurück.

Ein Schlag von hinten mit der Hacke, da liegt er am Boden.

Die Menge lacht und spuckt und höhnt.

Ein letztes Aufbäumen, ein letzter Atemzug: „Mein Gott, was haben wir euch getan?“ Ein Aufprall und dann Stille.

Totenstille.

Loek van Leeuwens Tagebuch

Eindhoven, 5. Juni, 1900

Heute erreichte mich ein Brief aus Deutschland.

Ich war recht erstaunt darüber, denn ich hatte, seitdem ich meine Heimat vor nun mehr 19 Jahren verlassen hatte, nie auch nur einen einzigen Brief von dort bekommen und war deshalb davon ausgegangen, dass ich dort wohl keine lebenden Verwandten mehr hatte. Desto mehr erstaunte es mich, dass der Brief von einer *Else Becker* kam, denn *Becker* war der Mädchenname meiner Mutter gewesen.

Ich hatte beide, Vater und Mutter, nur wenige Wochen nach meiner Geburt bei einem Kutschunfall verloren und war deshalb gezwungen gewesen, meine Geburtsstadt Oldenburg noch in Windeln zu verlassen. Ich wuchs bei Verwandten väterlicherseits in den Niederlanden auf.

Mein Onkel, der sich ausgesprochen wenig für das Schicksal seines Neffen und dessen Belange interessierte, ließ mich auf einem seiner Anwesen von meinem Kindermädchen Elisabeth und einem holländischen Privatlehrer erziehen.

In all den Jahren habe ich ihn vielleicht ein halbes Dutzend mal gesehen.

Mein Lehrer schulte mich in allen Dingen, die er verstand, und dank meines Kindermädchen Elisabeth erlernte ich neben der niederländischen und der englischen Sprache gleichfalls meine deutsche Muttersprache sprechen.

Dem ist es auch zu verdanken, dass ich den Brief überhaupt lesen konnte, wenn gleich sein Anlass ein trauriger war.

Es handelte sich dabei nämlich um den letzten Willen meiner Tante Else, die mich, im Falle ihres Ablebens, als ihren letzten, noch lebenden Verwandten, zum Alleinerben ihrer Besitztümer ernannte.

Weder ich, noch Elisabeth hatten je von ihr gehört, was, wie gesagt, jedoch nicht verwunderlich war, da mein Onkel nie über meine Familie mütterlicherseits sprach und sie selbst auch nie Kontakt mit mir aufgenommen hatte.

Auch wenn es dem Tod verschuldet war, ich war hoch erfreut darüber, endlich wieder einmal nach Deutschland zu kommen.

Ich hegte schon seit langem den Wunsch, meine eigentliche Heimat kennenzulernen, obgleich mir Eindhoven über all die Jahre ans Herz gewachsen war, so begeisterten mich doch die Ausführungen meines deutschen Kindermädchen, die in den höchsten Tönen von meiner Geburtsstadt schwärmte.

Ich beabsichtige, gleich morgen mit ihr nach Oldenburg aufzubrechen und zu sehen, wobei es sich bei den Besitztümern meiner Tante handelte, die sie mir vermachte hatte.

Oldenburg, den 6. Juni 1900

Wir sind gegen Abend in Oldenburg angekommen.

Elisabeth hat mir ein wenig die Stadt gezeigt, bevor wir gegen neun die Adresse aufsuchten, die Tante Else in ihrem Brief genannt hatte.

Bei den „Besitztümern“ handelt es sich um ein ziemlich altes Fachwerkhaus aus dem 17. Jahrhundert in der Nähe des Marktplatzes.

Das einstige Gasthaus, als das es unschwer zu erkennen ist, ist dreistöckig und besitzt viele Zimmer in den oberen Stockwerken, die bis unter die Decke mit allerlei Gerümpel vollgestopft sind.

Wir werden die „Inspektion“ jedoch auf Morgen verschieben müssen, da wir beide sehr erschöpft von der langen Reise sind und dringend etwas Schlaf benötigen.

Oldenburg, den 7. Juni 1900

Gleich nach dem Frühstück machten wir uns ans Werk, inspizierten das Haus von oben bis nach unten und entdeckten dabei (leider) leidlich wenig Interessantes.

Meine Tante schien unverkennbar eine Leidenschaft für Stickereien besessen zu haben. Wo man auch hinsah, überall fanden sich bestickte Tücher, bestickte Bettwäsche, schwere Teppiche mit Stickereien, Gardinen aus feinstem Stickgarn, Fußabtreter mit aufgestickten Motiven, bestickte Pantoffeln (zweiundzwanzig Paare, offenbar nach Farbe im Regal sortiert) und und und...

Mitunter waren allerdings auch einige attraktive Stücke dabei - ein altes Klavier mit Samthocker, einige interessante Werke deutscher Schriftsteller aus der Spätromantik und eine Hutschachtel, in der sich alte Familienfotos, Urkunden und Zeugnisse befanden.

Während ich mich mit der Schachtel aufs Sofa setzte und, in der Hoffnung, mehr über meine Familie zu erfahren, die alten Dokumente durch blätterte, konnte Elisabeth gar nicht von der Wandvertäfelung über dem Kamin lassen.

„Diese Paneele“, sagte sie verzückt, „Genau solche hatten wir früher auch im Wohnzimmer hängen.“ Sie fuhr andächtig über das Holz. „Mein Vater hatte sie meiner Mutter zum Geburtstag anbringen lassen.“ Sie lächelte. „Die Wand dahinter war aber so unsauber verputzt, dass jedes Brett einen anderen Ton von sich gab.“

Sie klopfte eine, nur für sie erkennbare Melodie aus dumpfen Tönen auf der hölzernen Paneele. Abrupt hielt sie inne. „Loek?“ Ich sah auf. „Hör doch mal!“

Sie klopfte gegen eine der mittleren Tafeln. „Klingt doch irgendwie hohler als...“, sie klopfte gegen eine der äußeren Paneele, „diese hier. Meinst du nicht?“

Ich stand auf, trat an den Kamin und klopfte nacheinander die Bretter ab.

Tatsächlich gaben die mittleren Tafeln einen hohleren Klang von sich, als die restlichen, ganz so, als sei dahinter ein Hohlraum verborgen.

Eilig fing ich an, die Tafeln von der Wand zu entfernen, was sich schwieriger erwies, als erwartet. Putz rieselte von der Wand und Teile des Mauerwerks lösten sich mit heraus.

Nachdem sich der Staub gelegt hatte, sah ich eine Öffnung von etwa 30 cm Breite, die hinter den entfernten Tafeln klaffte.

Ich langte hinein und tatsächlich handelte es sich hierbei um ein Fach - ich zog ein Bündel vergilbter Papiere heraus.

Sie stellten sich als Tagebücher und Briefe heraus, die allesamt von einer gewissen *Margeredit Wiesbach* verfasst wurden.

Die Vermutung lag nahe, dass es sich bei ihr um eine der früheren Bewohnerinnen dieses Hauses gehandelt haben muss, was uns später auch in einer Urkunde bestätigt wurde.

Wir fanden außerdem heraus, dass das Haus, seitdem es erbaut wurde, seine Besitzer nicht mehr gewechselt hatten, es also schon immer im Besitz meiner Familie gewesen war.

Margeredit Wiesbach war also mit großer Wahrscheinlichkeit eine meiner Vorfahren.

Unendlich vorsichtig blätterte ich in einem der alten Bücher, dessen pergamentähnlich dünne Seiten, ebenso die restlichen Dokumente, die Spuren der Zeit trugen.

Was nicht durch das lange Liegen an der feuchten Wand durchweicht oder angeschimmelt war, wies Brandlöcher und Rußflecken auf, vermutlich war ein Teil dieser Dokumente einmal einem Feuer ausgesetzt gewesen.

Einige der Seiten waren jedoch verschont geblieben und leserlich, ebenso wie einige der Briefe.

Im Folgenden drei Auszüge, die meine Neugier weckten.

Bei dem ersten handelt es sich um einen Brief, der zwischen den Seiten eines Tagebuchs steckte.

Golzwarden, anno 1637, den vierten Januar

Liebste Mutter!

Ich überbringe euch frohe Botschaft!

Seit Wochen war ich nun schon unterwegs und fand keine Arbeit.

Gestern klopfte ich bei den Bauern in Golzwarden und bat um eine Anstellung.

Ich erwartete schon die abweisenden Worte des Herrn, der mich wieder wegschicken würde, doch dieses Mal war mein bitten nicht vergeblich!

Stellt euch vor, liebe Mutter, man nahm mich bereitwillig am golzwardschen Hof Nummer zwölf auf!

Von nun an bin ich für das Säubern der Ställe und die Versorgung des Viehs zuständig.

Meine Herren, drei Brüder, haben außer mir noch zwei Knechte und eine Haushälterin in ihren Diensten. Die beiden sind etwas verschlossen, aber Frau Rüdebusch eine liebe Seele, die mich freundlich aufgenommen hat.

Sicher ist deine Freude genauso groß wie die meine, endlich hat das Warten und Mühen ein Ende!

Sie zahlen mir 3 Gulden im Monat.

Ich sende dir meinen ersten Lohn mit diesem Brief; erwartet mehr zum Monatsanfang.

Es küsst und herzt, euer Gretchen

Es folgen zwei Tagebucheinträge, die absurder nicht sein können. Ob es sich hier um einen markaberen Scherz handelt?

Oldenburg, anno 1651, den siebenten Februar

Schreckliche Neuigkeiten erreichten uns heute aus Golzwarden, die es mir unmöglich machen Schlaf zu finden! Der Leibhaftige selbst soll dort umgehen, soll sich an dem Blute unschuldiger Kinder gelabt haben, die man morgens totenbleich in den Gräben fand!

Heiliger Vater im Himmel, beschütze uns!

Lässt der Gehörnte denn nimmer von uns ab? Ist es nicht genug, dass er selbst die liebe Seele Anna verdorben konnte und sie hat ihr eigen Fleisch und Blut morden lassen? Hat er denn nimmer genug?

Allmächtiger, erlöse uns von dem Bösen, das über uns gekommen ist!

Oldenburg, anno 1651, den dreiundzwanzigsten Februar

Grausige Nachricht erfuhr ich heut zu früher Stunde.

Ich kann einfach nicht glauben, was mir der hochwürdige Vater in seinem Brief betrefflich meiner lieben Anna - Gott sei ihrer armen Seele gnädig- mitgeteilt hat! Welch grausames Ende hat sie gefunden...und in welcher Gefahr hab ich selbst geschwebt. Befand ich mich etwa nicht wie sie in ihren Händen?

Der Herr Vater hat mir verboten zu kommen, er ahnt wohl, wie groß mein Wunsch ist das Unfassbare mit eigenen Augen zu sehen.

Ich werde mich seinem Wunsch fügen.

Gott schütze uns.

Ich gebe zu, trotz der dramatischen Ausdrucksweise und dem etwas verstörenden Inhalt, „*der Leibhaftige selbst soll sich an dem Blute unschuldiger Kinder gelabt haben*“ und „*der Gehörnte hat sie verdorben*“, hatten diese Einträge doch etwas Verlockendes an sich.

Für mich stand sofort fest, dass ich unbedingt wissen musste, was sich damals im Jahr 1651 in *Golzwarden* ereignet hatte.

Nachdem ich mich erkundigt hatte, ob dieses Dorf noch existierte und herausfand, dass es gar nicht so weit von Oldenburg entfernt war, beschloss ich, noch am selben Tag dorthin aufzubrechen.

Anna Rüdebuschs letzte Aufzeichnungen - erster Teil

Februar, 1637

Hier sitze ich nun, auf einem kalten Steinboden, an eine feuchte, steinerne Wand gelehnt. Keine Fenster, nur das flackernde Licht einer Kerze dringt schwach durch die Schatten.

Kein Bett oder Tisch, nur ein wenig Stroh in einer der Ecken, ein Eimer und ein hölzerner Schemel. So lebt es sich als *Kindermörderin*...

Morgen früh findet die Hinrichtung statt.

Heute Abend wird der Pfarrer kommen und mir die letzte Beichte abnehmen.

Doch hier unten ist es mir unmöglich zu sagen, wann es soweit ist.

Ist der Abend bereits angebrochen? Als sie mich gebracht haben, dämmerte es bereits.

Es wird wohl bald soweit sein.

Zum Glück hat mir der Wächter auf meine Bitte hin Feder und Papier gebracht.

Im schummrigen Schein der Kerze, die vor meinem schlafenden Wächter auf dem Tisch steht, schreibe ich, Anna Rüdebusch, nun diese, meine letzten Worte.

Vielleicht werde ich mit meinem Bericht die Menschen nicht von meiner Unschuld überzeugen können, aber der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir schon Menschen tun?

Ich fürchte nicht die Strafe der Menschen, sondern den Zorn Gottes. Und Gott weiß, dass ich unschuldig bin.

Ich will die Wahrheit niederschreiben, so wie es sich zugetragen hat, vom Anfang bis zum schrecklichen Ende.

Ich werde mit reinem Gewissen sterben, denn ich habe nicht gemordet.

Ich bin unschuldig.

Mein Kind starb nicht durch meine Hand.

Alles begann im Spätsommer des letzten Jahres.

Seit einigen Wochen schon waren mein Mann und ich auf Wanderschaft gewesen und hatten Arbeit auf den Bauernhöfen gesucht.

Anfang September erlag mein armer Mann auf unserer Reise einem tückischen Fieber, ich selbst entrann dem Tode nur knapp.

Nachdem ich den Verlust meines lieben Mannes lange betrauert hatte, brach ich erneut auf, denn ich war ja immer noch arbeitslos und das wenige Geld, das wir besessen hatten, war aufgebraucht.

Ich hatte Hunger und sehnte mich nach einem Dach über dem Kopf - ich benötigte also dringend eine feste Anstellung.

Endlich nahm man mich auf dem zwölften der golzwardschen Höfe auf.

Ich sollte den Herren den Haushalt führen und dafür jeden Monat einen Lohn von 4 Gulden erhalten, den ich mir geflissentlich aufsparte.

Meine Herren, drei Brüder, gehörten dem kleinen Teil von wohlhabenderen Bauern an, die die meiste Zeit unterwegs waren und die Arbeit auf dem Hof in die Hände ihrer Knechte legten.

Man sagte mir, dass sie Geschäfte in der Grafschaft führen würden.

Während ihrer Abwesenheit übernahm ich alle häuslichen Arbeiten. Die beiden Knechte hingegen erledigten die Arbeit auf dem Hof, bestellten die Felder, trieben das Vieh auf die Weiden und säuberten die Ställe.

Die ersten Wochen vergingen wie im Flug und bald fühlte ich mich auf dem golzwardschen Hof wie zu Hause.

Die meiste Zeit bekam ich meine Herren nicht zu Gesicht und ich muss gestehen, dass ich darüber auch recht erleichtert war, denn so gut sie auch zu mir waren, ganz geheuer waren sie mir nicht.

Von ihnen ging eine seltsame Ausstrahlung aus, nicht wegen ihres Äußen, das zwar stets merkwürdig veraltet schien, aber doch nicht abstoßend war.

Vielmehr schien in ihrem Wesen etwas Unheilvolles zu liegen.

Sobald sie sich mir näherten, spürte ich ihre Anwesenheit, ohne dass sie die Stimme erhoben oder sonst ein Geräusch verursacht hatten.

Ein kalter Schauer lief mir bei jedem Mal über den Rücken und ihre Stimmen, die leise und heiser waren, gingen mir durch und durch.

Insgesamt sprachen sie selten, wenn, dann waren ihre Stimmen aber nicht mehr als ein Flüstern, wie ein Windhauch, der sich sogleich wieder verliert.

Ihre Gesichter behielten stets den gleichen Ausdruck, eine Mischung aus kühler Überlegenheit und Selbstsicherheit. Indes schien dahinter noch etwas anderes zu liegen, etwas, was sie zu verstecken versuchten.

Besonders bei dem Jüngsten der drei Brüder (jedenfalls hielt ich ihn für diesen) nahm ich eine tiefe Schwermut wahr, die er nie ganz abzulegen schien.

Ich muss gestehen, dass ich mich wesentlich wohler fühlte, wenn ich die Herren unterwegs wusste.

Natürlich vergaß ich nie, dass sie mir diese Lage überhaupt erst ermöglicht hatten und schloss sie allabendlich in meine Gebete ein.

Ich spreche immerzu von *meinen Herren*, das liegt mitunter daran, dass ich ihre Namen nicht kenne. Im Dorf nannte man sie lediglich „*die drei Brüder vom zwölften Hof*“, mir hatten sie sich nicht namentlich vorgestellt. Damit hatte ich mich jedoch schnell abgefunden.

Wie bereits erwähnt lebten außer mir und den Herren noch zwei Knechte auf dem Hof: Friderich und Peter.

Sie waren eine angenehme Gesellschaft, allerdings schien auch sie die gleiche Schwermut zu bedrücken, die mir bereits bei dem jüngsten Bruder aufgefallen war.

Sie waren nette Gesellen, beide hager, strohblond und ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre ausgezerrten Gesichter und der gebückte Gang, der auf Jahrzehntelange, harte Arbeit schließen ließ, ließen sie jedoch um einiges älter wirken.

Auf meine Frage, wie lange sie schon auf dem Hof arbeiten würden, antwortete Peter mit einer seltsamen Melancholie in der Stimme, dass sie eigentlich schon immer hier gewesen wären. Friderich murmelte gedankenverloren, den Blick fest auf die Tischplatte gerichtet, „Er lässt uns einfach nicht los...“

Verwirrt von ihren Worten fragte ich, was denn mit ihrer Familie sei, ob sie sie jemals besuchen würden oder ihnen schrieben.

Ich selbst hatte meine Eltern durch die Blättern verloren, mein Mann war einem Fieber erlegen, aber ich vermisste sie alle noch immer und hätte alles darum gegeben, sie noch einmal zu sehen.

Friderich schüttelte langsam den Kopf. „Mit der Zeit verliert man sich aus den Augen...“, murmelte er. Seine Augen blickten traurig, als er das sagte und sein Blick verlor sich in der Ferne.

Peter räusperte sich und gestand mir, dass sie beide von der langen Arbeit sehr müde wären und schlafen gehen wollten.

Damit standen beide auf und schwankten in ihre Kammern, dabei schienen sie mir sogar noch etwas gebückter zu gehen, als sonst.

Nach unserem Gespräch wirkten beide merklich bedrückt.

Ich bekam sie in den nächsten Tagen nur selten zu Gesicht, denn sie erschienen nicht wie sonst zu den Mahlzeiten, die wir normalerweise stets gemeinsam einnahmen.

Ich sah ihre Umrisse weit draußen auf den Feldern. Sie arbeiteten, holten die letzte Ernte ein und bereiteten die Felder auf den Winter vor.

Spät am Abend, wenn ich bereits im Bett in meiner kleinen Kammer lag, hörte ich ihre schlurfenden Schritte im Flur und das Knarren der Dielen, wenn sie in ihre Kammern trotteten.

Als sie am fünften Morgen hintereinander wieder nicht zum Frühstück erschienen waren und ich mir ernsthaft Sorgen um ihren Gesundheitszustand machte, kamen sie wider Erwarten bereits am frühen Nachmittag von ihrer Arbeit auf den Feldern zurück und fragten mit der gleichen Unbeschwertheit von früher, ob das Essen schon fertig sei.

Wir aßen gemeinsam, doch die beiden ließen sich ihr seltsames Verhalten tagszuvor nicht anmerken. Keiner von ihnen verlor je wieder ein Wort über jenen Abend, doch das hinderte mich nicht daran, unentwegt über ihre Worte nachzudenken.

Was hatte Friderich damit gemeint, *der Hof würde sie nicht los lassen?* Und warum wollten sie mit mir nicht über ihre Familie sprechen?

An diesem Tag fragte ich mich zum ersten Mal, ob es tatsächlich *Glück* war, dass mir damals die Tür zu diesem Hof geöffnet wurde.

Loek van Leeuwens Tagebuch - Fortsetzung

Golzwarden, 7. Juni 1900

Meine Elisabeth erklärte sich freundlicherweise bereit, während meiner Abwesenheit, die ich auf nicht länger als eine Woche schätzte, auf das Haus aufzupassen.

Ich verließ also Oldenburg ruhigen Gewissens zu Mittag und nahm die Eisenbahn nach Brake, einer kleinen Hafenstadt an der Weser, nur ein paar Meilen von meinem gewünschten Ziel entfernt. Per Kutsche kam ich am späten Nachmittag in Golzwarden an und mietete mir ein Zimmer in einem kleinen Gasthof.

Die Wirtsleute waren nette Leute, doch ihr Verhalten ließ mich stutzen.

Sie schienen in irgendeiner Weise verängstigt zu sein und sahen sich immer wieder unauffällig um, ohne dass es einen ersichtlichen Grund dafür gab.

Dann murmelten sie leise etwas vor sich hin und bekreuzigten sich.

Als mich die Wirtin zu meinem Zimmer führte, sprach ich sie darauf an, doch sie antwortete nicht. Wortlos schloss sie meine Zimmertür auf, vergewisserte sich, dass die Fenster geschlossen waren, und wies mich an, diese auch ja nicht nach Einbruch der Dunkelheit zu öffnen.

Auf meine Frage, warum dies nötig sei, sah sie mich verängstigt an und flüsterte dann, dass es nur zu meinem eigenen Schutz sei.

Mein skeptischer Blick beunruhigte sie anscheinend dermaßen, dass sie mein Zimmer erst wieder verließ, nachdem sie mir das Versprechen abgenommen hatte, Fenster und Tür die ganze Nacht verschlossen zu halten.

Noch immer verwirrt ging ich eine halbe Stunde später zum Abendessen hinunter, dass ich als Gelegenheit sah, mehr über die Ereignisse von 1651 herauszufinden.

Die Dorfbewohner, die an den Tischen saßen, in ihrem Essen stocherten oder über der Theke hingen, wirkten auf mich jedoch ebenso angespannt und verängstigt, wie die Wirtsleute.

Als ich einen von ihnen ansprach, zuckte er erschrocken zusammen, sah mich panisch an und legte einen Finger an die Lippen.

Ich gab mich aber nicht geschlagen und fragte ihn, ob sie in Golzwarden womöglich eine Bibliothek hätten, da ich mich für eine sehr alte Geschichte interessiere, die sich hier abgespielt hätte.

Der Mann sah sich flüchtig um, dann flüsterte er, eine Bücherei hätten sie hier nicht, aber wenn ich alte Aufzeichnungen suchte, sollte ich mich an den Pfarrer wenden.

Die Kirchenarchive enthielten viele Dokumente aus längst vergangenen Zeiten.

Ich nickte ihm dankend zu, doch er hatte sich bereits wieder abgewandt und stocherte weiter in seinem Essen herum.

Ich gab mich vorerst damit zufrieden und nahm schweigend meine Mahlzeit ein.

Eine unheimliche Atmosphäre lag in der Luft. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort.

Ich musterte die Reihen ängstlich gedrungener Gesichter. Wovor hatten sie nur solche Angst? Plötzlich zerriss ein markerschütternder Schrei die Stille.

Alle Augen starrten auf die Tür der Schenke, die im selben Augenblick aufgerissen wurde.

Entsetzte Schreie und panische Ausrufe wurden laut.

In den Raum stolperte eine Gestalt in einem blutbeflecktem Nachthemd. Sie wankte und brach mitten im Raum zusammen.

Erneute Aufschreie.

Ich sprang sofort auf und stürzte zu der Gestalt am Boden.

Unter den Anwesenden befand sich ein Arzt, der schon vor mir aufgesprungen war und neben dem Körper kniete. „Schon wieder einer“, brummte er seufzend.

Ich half ihm den jungen Mann auf den Rücken zu drehen. Er blutete aus einer Wunde am Hals und an den Adern am Handgelenk.

Nachdem der Arzt ihn versorgt hatte, trugen wir ihn gemeinsam in ein Gästezimmer und legten ihn aufs Bett.

Bevor wir in den Schankraum zurückkehrten, nutzte ich die Gelegenheit, dem Arzt einige Fragen zu stellen.

„Dies ist also nicht der erste derartige Fall im Dorf?“, griff ich seine Bemerkung von vorhin auf.

Er schüttelte seufzend den Kopf. „Leider nicht. Das ist jetzt schon der sechste Mann innerhalb einer Woche, den's getroffen hat. Lange wird es nicht mehr dauern, dann werden die ersten Golzwarden verlassen. Wer kann's ihnen verdenken?“

„Habe ich Sie richtig verstanden, die Opfer waren alle Männer?“, fragte ich.

Er nickte. „Alles junge, kräftige Männer, strotzten nur so vor Gesundheit. Das allein war ihr Glück - ein Mensch von schwächerer Natur hätte diesen Blutverlust nicht überlebt, sie aber brauchten nach dem Aufwachen nur einen ordentlichen Schluck Brandy und eine stärkende Mahlzeit, um wieder auf die Beine zu kommen.“

„Konnte einer der Männer denn beschreiben, wie es zu den Verletzungen gekommen war?“, fragte ich.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Bedauerlicherweise konnte sich bislang keiner der Männer nach dem Aufwachen daran erinnern, was passiert war, das macht die ganze Sache ja so rätselhaft. Wir wissen so gut wie gar nichts, davon abgesehen, dass die Wunden stets die gleichen sind: beschädigte Adern am Hals und am Handgelenk.“

Er überlegte. „Ein wildes Tier ist eigentlich auszuschließen - hier ist seit über 50 Jahren kein Wolf mehr gesichtet worden.“

Ich verabschiedete mich von ihm und ging müde hinauf in mein Zimmer.

Dort las ich mir erneut die Briefe und Tagebucheinträge durch, die mich so fasziniert hatten. Es war schon merkwürdig, dass sich an eben dem Ort, an dem vor mehreren hundert Jahren ein Verbrechen geschehen war, jetzt ganz ähnliche Dinge vor sich gingen. Ist es bloß Zufall oder stehen die Ereignisse von damals mit den gegenwärtigen in irgendeinem bizarren Zusammenhang?

Wie dem auch sei, Golzwardens Gegenwart scheint mir genauso so zwielichtig wie seine Vergangenheit zu sein.

Während ich noch ein wenig in dem Buch blätterte, entdeckte ich eine Seite, die mir beim ersten Mal gar nicht aufgefallen war. Sie zeigte das Portrait eines jungen Mannes mit dunklem Haar und stechend hellen Augen. Sein Blick schien sich geradezu in die Augen des Betrachters zu bohren. Ich erschauerte.

In der unteren rechten Ecke des Bildes stand in krakeligen Buchstaben, „einer von ihnen“. Was das wohl bedeutete?

Ich schloss das Buch und legte mich schlafen.

Ich war zwar noch nicht schlauer als vorher, aber immerhin hatte ich einen ersten Anhaltspunkt: den Pfarrer.

Ich will ihm direkt nach dem Frühstück einen Besuch abstatten, vielleicht kann er mir ja weiterhelfen.

Pastor Ludwig Schauenburgs Tagebuch

8. Juni 1900 sechs Uhr in der Früh

Eben kam ein Fremder zu mir. Er stellte sich mir als *Loek van Leeuwen* vor, ein Holländer, wie ich sofort erkannte, der von mir verlangte, ihn unsere Archive durchforsten zu lassen.

Er erzählte mir, er habe einige alte Briefe seiner Vorfahrin gefunden, die seltsame Andeutungen über ein Verbrechen machten, das im 17. Jahrhundert die ganze Ortschaft in Atem gehalten hatte.

Er nannte mir einige Namen, die er den Schriften entnommen hatte, und verlangte doch tatsächlich von mir, dass ich das Beichtgeheimnis, das zu schützen meine heilige Pflicht ist, umgehe und ihm Einblick in unser Kirchenarchiv gebe!

Dass ich ihm - einem völlig Fremden, der plötzlich in unserem geplagten Dorf auftaucht und sich um unsere Misere nicht zu kümmern scheint - den kostbarsten Schatz unserer Gemeinde zum darin Schmökern aushändige!

Natürlich habe ich es ihm verweigert und ihn wieder weggeschickt. Diese Dreistigkeit!

Gegen neun Uhr

Wie war noch der genaue Wortlaut? „*Labt sich an dem Blute unschuldiger Kinder*“? Nicht Männer?

Schlag zwölf

1651 hat er gesagt? Dann müsste es folglich in der fünften Chronik vermerkt sein...Ja, das fünfte Jahrhundert seit unsere Kirche besteht...

Mittags um eins

Herr Gott, ich gebe es zu, ich kann dem Drang nicht länger widerstehen, ich muss wissen, was sich damals ereignete. Unser armes Dorf schien ja bereits schon einmal in den Händen finsterner Mächte gewesen zu sein.

Wie haben sie sich dieser Macht wieder entrissen? Ich muss es wissen! Vielleicht hängt unser aller Seelenheil davon ab!

Anna Rüdebuschs letzte Aufzeichnungen - zweiter Teil

Wenige Wochen nach dem Gespräch mit Peter und Friderich machte ich eine Beobachtung, die mein Unbehagen noch mehr verstärkte.

Es war inzwischen November, die letzte Ernte war eingeholt und die Felder und der Hof winterfest gemacht. Meine Herren waren tagszuvor zurückgekehrt und beabsichtigten den Winter über diesen auch nicht mehr zu verlassen.

An jenem Tag war ich gerade mit dem Reinigen der großen Halle beschäftigt, als es dreimal gegen die schwere Eingangstüre klopfte.

Ich öffnete und vor mir stand ein junger Bursche von vielleicht fünfzehn Jahren, der mich freundlich grüßte und bat einen meiner Herren zu sprechen.

Ich hielt den Jungen für einen Boten und wollte schon nach meinen Herren rufen, da spürte ich die wohlvertraute Anwesenheit, die mich frösteln ließ.

Ich drehte mich um und hinter mir stand einer der Brüder.

Mit kaltem Blick gab er mir einen Wink, sodass ich wieder an meine Arbeit ging.

Ich ließ die beiden Männer dabei jedoch nicht aus den Augen.
Ich sah, wie der Junge meinem Herrn einen Brief über gab, den er schnell unter seinem Hemd verschwinden ließ. Sie wechselten ein paar Worte, die ich jedoch nicht verstand.
Ich konnte auch nicht allzu viel erkennen, weil mein Herr mit dem Rücken zu mir stand und den Jungen zum Teil verbarg.
Plötzlich aber nahm sein Gesicht einen ganz merkwürdigen Ausdruck an: Sein Blick war starr geradeaus gerichtet und in seinen Augen lag etwas Seltsames, Verlorenes...als sei er nicht länger Herr seiner Sinne.
Mein Herr beugte sich zu ihm herunter und flüsterte ihm offenkundig etwas ins Ohr.
Der Junge nickte immer wieder, den Blick dabei noch immer starr geradeaus gerichtet.
Anschließend richtete sich mein Herr wieder auf und verabschiedete den Jungen.
Dieser behielt seinen leeren Gesichtsausdruck bei und entfernte sich langsam rückwärts gehend von der Tür, die mein Herr krachend ins Schloss fallen ließ.
Als er sich mir zuwandte, schrak ich heftig zusammen und musste einen Schrei unterdrücken.
Seine Augen...waren pechschwarz.
Das Weiße war aus ihnen verschwunden, die Pupille hatte sich erst auf die Iris und dann auf den ganzen Augapfel ausgeweitet und diesen in abgrundtiefe Schwärze getaucht...
In dieser Dunkelheit flackerte ein böser Schein, glich einem alles verzehrenden Feuer, so schien es mir in diesem Moment.
Ich blinzelte erschrocken und starre meinen Herrn entgeistert an.
Der Mann hatte eine triumphierende Miene aufgesetzt, ein Lächeln umspielte seine Lippen, seine Augen waren wieder wie zuvor, kalt und blau.
Mich fröstelte.
„Stimmt etwas nicht? Sie sehen so blass aus, meine Liebe“, meinte er ruhig und kam einige Schritte auf mich zu.
„Nein, Herr, danke Herr, aber mir fehlt nichts, es ist nur...die Kälte, es ist doch recht kühl hier drinnen“, erwiderte ich hastig und wickelte meine Jacke fester um mich.
Er musterte mich aufmerksam, ehe er wieder seine gleichgültige Miene aufsetzte, nickte und mir riet ein Feuer im Kamin zu entzünden.
Dann verschwand er in seinen Räumen.
Nach diesem Erlebnis - das ich nicht bloß als Spielerei meiner Sinne abtat, denn ich wusste, was ich gesehen hatte - wuchs meine Angst stetig, von Tag zu Tag fühlte ich mich unwohler in meiner Haut. Ich versuchte aber mir nichts anmerken zu lassen, auch gegenüber Friderich und Peter nicht, die ich zwar für anständig hielt, die aber vermutlich ebenso machtlos waren wie der Botenjunge, dem mein Herr ...seinen Willen aufgezwungen hatte?
Ich wusste nicht, was er mit diesem Jungen angestellt hatte, doch ich hatte die seltsame Szenerie ständig vor Augen, sah wie der Blick des Jungen leer wurde, wie sich sein Wille dem meines Herrn unterwarf, wie dieser ihn lenkte.
Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als an ihn und die schwarzen, bösen Augen meines Herrn.
Es war ungefähr zur gleichen Zeit, dass die Vorfälle im Dorf anfingen.
Damals ist mir diese Parallele nicht aufgefallen, doch rückblickend stelle ich fest, dass die Vorkommnisse im Dorf zu eben der Zeit anfingen, da meine Herren zurückkehrten.
Der erste Vorfall ereignete sich an einem besonders kalten Tag im November.
Ein kleiner Junge wurde in einem der zugefrorenen Wassergräben gefunden - „gestürzt und erfroren“- vermuteten die meisten.

Der Arzt im Dorf behauptete allerdings, dass der Junge nicht durch die Kälte zu Tode gekommen war. Der Junge sei an Blutverlust gestorben, (er entdeckte zwei geöffnete Adern an Hals und Handgelenk) er war also schon tot gewesen, ehe er der Kälte ausgesetzt wurde. Seine Mutter gab an, dass ihr Kind vom Spielen nicht nach Hause gekommen war und sie deshalb nach ihm gesucht hätte.

Von den Dorfbewohnern hatte niemand etwas beobachtet und wäre der arme Junge der einzige Fall gewesen, wäre sein Tod sicher bald wieder vergessen worden.

Als nächstes traf es eine junge Frau. Nur drei Tage später fand man sie im blutbefleckten Nachthemd auf der beschneiten Straße. Sie wies die gleichen Merkmale auf wie der Junge, mit der Ausnahme, dass sie noch nicht tot war, als man sie fand.

Ein Kind hatte die junge Frau schreien hören und um Hilfe geschrien, die Eltern und einige Dorfbewohner waren auf die Straße geeilt, um der Frau zu helfen.

Trotzdem kam jede Hilfe zu spät - sterbend murmelte sie, sie sei einem *Ruf* gefolgt und habe auf *ihn* gewartet.

Weder der Arzt noch einer der Dorfbewohner konnten sich diese Worte erklären.

Allgemein vermutete man hinter den Morden ein wildes Tier, einen Wolf, der in der Kälte keine Nahrung fand und nur um zu überleben die Menschen angriff.

Als sich die Dorfbewohner schreiend genähert hatten, hatte er Panik bekommen und war davon gerannt.

Nach diesen beiden Fällen kehrte wieder Ruhe ein - jedenfalls vorerst.

Zwei Wochen später fand man erneut einen Toten im Wassergraben, wieder blutleer und mit beschädigten Adern. Hinzu kamen mehrere Viecher, die plötzlich verstarben, bei einer genaueren Untersuchung stellte sich heraus, dass auch sie viel Blut verloren hatten.

Die Angst in Golzwarden war enorm.

Die Bauern wachten bei ihren Tieren, Mütter wiesen ihre Kinder an, nicht alleine draußen zu spielen und noch vor der Dämmerung wieder zu Hause zu sein.

Die Männer gingen nur noch zu zweit und stets bewaffnet zum Holzhacken und die Frauen hielten Fenster und Türen weitgehend geschlossen.

Doch all diese Vorkehrungen schienen nicht zu helfen - bereits vier Tage später gab es einen erneuten Todesfall, wieder die gleichen Wunden, wieder keine Spur vom Mörder.

Die Angst im Dorf wuchs und wuchs.

Die Vorfälle fanden jäh ein Ende, als im Dezember ein Wolf im Wald gesichtet und getötet wurde. Die Dorfbewohner schrieben dem Wolf die Todesfälle zu und schlossen damit mit der ganzen Geschichte ab.

Schon eine Woche später sah man die Kinder wieder auf den Straßen spielen, wusste das Vieh im Stall sicher und traute sich trotz Dunkelheit aus dem Haus.

Mich ließ jedoch ein Detail nicht los, nämlich die letzten Worte der jungen Frau, sie sei einem Ruf gefolgt. Waren es nur die letzten wirren Worte einer Sterbenden, die sich schon nicht mehr ganz in unserer Welt befand oder stimmten sie und sie war von jemandem gerufen worden?

Darüber hinaus, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ein hungriger Wolf einen Menschen tötet, ihm das Blut abzapft, ihn ansonsten aber nicht anröhrt.

Im Falle der jungen Frau könnte er gestört worden sein, aber die anderen Opfer waren bereits kalt, als man sie fand. Sie waren also schon länger tot gewesen. Ein ausgehungerter Wolf hätte keinesfalls seinen Hunger hinausgezögert.

Doch auch ich dachte bald an andere Dinge als an die Todesfälle im Dorf, in das ich ohnehin höchstens einmal wöchentlich herunterkam, um Einkäufe zu erledigen.

Der Grund dafür war eine unerklärliche Müdigkeit, die von mir Besitz ergriffen hatte. Ich fühlte mich mitten am Tage kraftlos und seltsam benommen, morgens erwachte ich aus unruhigen Träumen und brauchte jeden Tag ein bisschen länger, um aus dem Bett zu kommen. Zuerst schrieb ich diese neuerliche Schwäche meiner fortgeschrittenen Schwangerschaft zu - ich befand mich derzeit im siebten Monat- jedoch schien mir dieser plötzliche Wandel nicht wirklich zu passen.

Margeredit, ein junges Ding, das Anfang dieses Jahres als Stallmagd auf unserem Hof anfing, fiel meine Schwäche ebenfalls auf. Sie teilte meine Ansicht, dass die Schwangerschaft wohl kaum Grund meines Zustands war, ihre Mutter hatte sieben Kinder zur Welt gebracht und nie über eine plötzliche Schwäche im siebten Monat geklagt, trotzdem war derartiges natürlich nicht auszuschließen.

Außer Margeredit sprachen mich weder Friderich und Peter, noch meine Herren auf meinen ausgemergelten Zustand an. Ich las aber doch die Besorgnis in den Mienen der beiden Knechte, auch wenn sie nie ein Wort darüber verloren, bin ich mir sicher, dass es ihnen nicht entging und sie sich um mich sorgten.

Die Herren hingegen verzogen keine Miene, sie blickten noch immer mit der gleichen kalten Gleichgültigkeit drein.

Manchmal schien es mir sogar, als umspiele ein triumphierendes Lächeln ihre Mundwinkel, ganz so, als verliefe etwas genau nach ihren Wünschen.

Loek van Leeuwens Tagebuch - Fortsetzung

Golzwarden, der 8. Juni 1900

Nachdem mich Vater Schauenburg mit der schwammigen Begründung, er würde das Beichtgeheimnis verletzen, wenn er mich in Jahrhunderte alten Tagebucheinträgen und Chroniken lesen lassen würde, abgewiesen hatte, beschloss ich, eben auf anderem Wege hinter das Geheimnis zu kommen.

Eine Bibliothek hatten sie hier zwar nicht, aber ich hatte die Hoffnung in die Dorfbewohner noch nicht ganz aufgegeben. Vielleicht waren sie heute gesprächiger.

Leider wurde ich, was das betraf, enttäuscht. Diejenigen, die mir die Tür nicht direkt wieder vor der Nase zu schlugen (oder gar nicht erst öffneten, sondern nur verängstigt durch die Vorhänge spähten), hatten weder die Namen *Anna* noch *Margeredit Wiesbach* je gehört, noch wussten sie, was im Jahre 1651 in Golzwarden vorgegangen war.

Ich wollte schon aufgeben, als ich doch noch einen Hinweis bekam.

Ein altes Ehepaar, dem ich den Brief meiner Vorfahrin zu lesen gegeben hatte, riet mir, den besagten Hof aufzusuchen, auf dem Frau Margeredit gearbeitet hatte.

Es gab ihn noch immer und vielleicht könne man mir dort weiterhelfen.

„Wem gehört der Hof?“, fragte ich.

Die beiden alten Leute sahen mich beschämt an, dann gab der Mann kleinlaut zu, dass sie das nicht wüssten, weil man die Bewohner noch nie im Dorf gesehen hatte. „Würden die Felder nicht jedes Jahr bestellt und das Vieh auf den Weiden grasen - man könnte glatt meinen, dass dort niemand lebt“, meinte die Frau.

Ich dankte den beiden und machte mich auf zu den golzwardschen Höfen.

Fast hatte ich den besagten Hof erreicht, da sah ich einen Mann in einigen Schritt Entfernung stehen.

Ich nahm seine Alkoholfahne schon aus dieser Entfernung war.

„Wo willste denn hin?“, fragte er mich misstrauisch und kam auf mich zu.

Ich antwortete ihm höflich und wollte meinen Weg fortsetzen, doch der alte Mann riss bei meinen Worten die Augen weit auf und packte mich grob am Arm.

„Junge, weißt du denn nicht, was du da vorhast?! Ich kann unmöglich zulassen, dass du dich blind in dein Verderben stürzt! Nein, nein, bleib ja weg von diesem Hof, hörst du?“

„Was wollen Sie von mir?“, fragte ich aufgebracht und riss meinen Arm los. „Was spricht dagegen, die Herren des Hofs zu sprechen?“

Der Mann starrte mich entgeistert an. „Ja, Junge, weißt du denn gar nichts?“ Er ließ sich auf einer Bank vor dem Nachbarhaus nieder. „Komm, komm her, dann will ich dir's erzählen, na komm schon!“, er nahm einen großen Schluck aus seiner Flasche, dann winkte er mich zu sich.

Zögernd trat ich einige Schritte auf den Betrunkenen zu.

„Ja soll ich denn das ganze Dorf zusammenbrüllen?! Komm hier auf die Bank, setz dich neben mich.“

Ich tat wie geheißen und der Alte begann zu erzählen.

„Als ich noch ein kleiner Junge war, hat mich mein Großvater einmal beim Spielen auf dem Nachbarhof erwischt, und mich furchtbar dafür zusammen gestaucht. Er schärfte mir ein, diesen Hof nie wieder zu betreten, weil es dort nicht geheuer sei.“

Auf mein Bitten hin erzählte er mir die Geschichte dieses Hofes. Ich werde sie Ihnen ebenfalls erzählen, vielleicht werden Sie dann begreifen, dass es Ihr sicheres Todesurteil wäre, dieses verfluchte Stück Erde zu betreten!“

Er nahm erneut einen ordentlichen Schluck aus seiner Flasche, wischte sich den Mund am Ärmel ab und fuhr fort.

„Vor vielen, sehr vielen Jahren war Golzwarden eingehüllt in Finsternis. Die Menschen gingen vor die Hunde, der Tod ging an keinem Haus vorbei - jede Familie musste schwere Verluste hinnehmen - sei es die Mutter, der Bruder, der Gatte oder das Neugeborene, die dem Blutdurst des Teufels und dessen Dienern zum Opfer fielen. Auch meine Familie, die schon damals auf diesem Hof lebte, wurden nicht verschont. Niemand, wurde verschont.“

Nur eine einzige Familie in ganz Golzwarden erfreute sich weiterhin blühender Gesundheit, während die Menschen im Dorf massenweise krepierten. Und warum? Weil sie selbst für das Massensterben mitverantwortlich waren!“

Er beugte sich ganz nah zu mir herunter und flüsterte erregt: „Die von da drüben, die drei namenlosen Brüder vom zwölften Hof!“, dabei wies er mit dem Kopf in Richtung Nachbarhof.

„Sie lebten dort, drei Bauern mit ihren Knechten - zumindest gaben sie das vor, jaja! Sie waren Ketzer! Diener des Leibhaftigen! Warum sonst blieben die Ihrigen verschont? Sie hatten uns alle in der Hand! Aber sie haben ihre gerechte Strafe bekommen!“ Ich starrte den Mann entgeistert an. „Was ist mit ihnen geschehen?“

Er grinste breit. „Gerichtet hat man sie, jawohl gerichtet!“

Sein triumphierender Gesichtsausdruck verschwand. „Aber das hat den verdammten Ketzer nicht davon abgehalten, sterbend seinen letzten Fluch auszustoßen!“ Er spuckte aus.

„Für ihre verdorbenen Seelen ist da oben kein Platz. Sie sind zurückgekehrt, um hier auf Erden weiter Böses zu vollzubringen - nur dumm für sie, dass sie ihr Fluch auf dem Hof festhält!“ Bei seinem überheblichen Lachen überkam mich eine Gänsehaut.

Der Mann erhob sich schwankend.

„Überlegen Sie es sich also einmal, ob Sie wirklich einen Fuß auf diesen Hof setzen wollen.“

Er wankte und stützte sich an die Hauswand. Diese Gelegenheit nutzte ich, sprang auf und rannte so schnell ich konnte auf den Nachbarhof zu.

Ich hörte noch, wie er mir nachrief, aber ich lief weiter.

Auch wenn seine Geschichte durchaus unterhaltsam war - so einfach ließ ich mich nicht abhalten. Die Geschichte des Alten hatte eher das Gegenteil bei mir bewirkt und meine Neugier nur noch gesteigert.

Ein Dorf, in dem es Irgendjemand oder Etwas auf das Blut junger Männer abgesehen hatte (damals wie heute), ein dreister Pfarrer, ein Hof, dessen Bewohner niemand kannte - dazu ein Saufbold, der gern Gruselgeschichten erzählte... der Fall wurde immer interessanter.

Am Haus angekommen klopfte ich dreimal gegen die hölzerne Tür.

Nichts regte sich. Ich klopfte erneut. Wieder Stille.

Ich ging ein Stück ums Haus herum und spähte in einen Garten und die dahinter liegenden Weiden. Im Licht der untergehenden Sonne zeichneten sich die Umrisse zwei hagerer Gestalten ab, die eine Kuhherde vorantrieben.

„Sie wünschen?“ Ich fuhr herum. Die kalte Stimme gehörte einem jungen Mann, Mitte dreißig, der mich mit bohrendem Blick fixierte. Ich meinte, diese Züge schon einmal irgendwo gesehen zu haben...

Ich räusperte mich. „Verzeihen Sie bitte, dass ich unerlaubt Ihren Garten betreten habe, aber auf mein Klopfen hat keiner reagiert, da dachte ich...“ „Ihr Begehr?“, unterbrach er mich.

Diesmal klang seine Stimme noch eindringlicher als zuvor.

Warum kam er mir nur so vertraut vor?

„Ich möchte Anna sprechen“, sagte ich knapp und beobachtete seine Reaktion ganz genau. Er verzog keine Miene, ich meinte jedoch, ein kurzes Aufflackern in seinen Augen gesehen zu haben.

„Bedauere, aber hier wohnt keine Person mit diesem Namen, Sie müssen falsch informiert worden sein.“ Jetzt war er es, der mich nicht aus den Augen ließ.

Diese Augen...dieser bohrende Blick...konnte das wirklich sein?

„Was wollen Sie wirklich?“ Langsam kam er auf mich zu.

Ich verspürte auf einmal den Drang wegzulaufen, weg von diesem Hof, weg von diesem Mann, der ihn nie verlässt - einfach nur weg!

Schnell wich ich einige Schritt zurück, doch ich stolperte über irgendetwas, fiel zu Boden und sah den Mann über mir aufragen.

Er sah auf mich herab, sein Blick unergründlich.

Qualvolle Sekunden verstrichen, dann trat er zurück und ich machte, dass ich wegkam.

Erst als ich wieder auf der sicheren Straße war, verlangsamte ich mein Tempo und atmete ruhiger. Was war hier los? Wo war ich da nur hineingeraten?

Ich war mir sicher, noch einmal würde mich der Pfarrer nicht zurückweisen.

Aus dem Nachlass des Herrn Genken, Pfarrer von Golzwarden

Anno 1651, den sechsten Februar

Die Vorkommnisse des Winters 1636 scheinen sich zu wiederholen. Damals war es ein Wolf, der meine Schäflein riss, dieses Mal ist es der Leibhaftige selbst.

Dem Fräulein Katheryna hat er auch den letzten Tropfen ihres Blutes entzogen, aschfahl war die Unglückselige, als man sie fand.

Sie ward vermisst seit sieben Tagen, ehe sie heute in einem der Gräben gefunden ward.

Anno 1651, den neunten Februar

Ich erhielt heute überraschenderweise einen Brief der Frau Margeredit, von der ich, seit sie unser beschauliches Golzwarden verlassen hatte, nichts mehr vernommen hatte.

Sie hat von den Gräueltaten hier bei uns erfahren und erinnerte sich an ein Erlebnis, welches sie nachträglich beunruhigt. Sie verdächtigt die drei Herren des Hofes Nummer zwölf mit den grausamen Verbrechen in unserem kleinen Städtchen in Verbindung zu stehen.

Sie bat mich, ihrem Verdacht nachzugehen.

Ich versicherte ihr in einem Brief, den ich sofort überbringen ließ, ihr zu helfen, damit sich die gute Frau beruhigte.

Ich beabsichtigte den Grafen Anton Günther in Oldenburg um Unterstützung in dieser Angelegenheit zu bitten.

Unsere Probleme sind ja zweifelsfrei bereits bis in die Grafschaft gedrungen, da wird ihm die Entscheidung nicht schwer fallen.

Es folgt ein Brief an den Pfarrer, zwischen zwei Seiten seines Tagebuchs steckend.

Oldenburg, den achtten Februar 1651

Hochwürdiger Vater,

Ich ersuche euren Rat. Ihr, als ein Mann Gottes und als ein Freund, der mir und meiner Mutter in größter Not beigestanden hat, seid mir der einzige, dem ich in dieser Angelegenheit Vertrauen schenken will.

Ich bitte euch inständigst meinem Verdacht nach zu handeln, wie es in eurer Macht steht. Möge Gott mich strafen, wenn ich Unrecht spreche, aber ich finde keine Ruh, ehe ich nicht Gewissheit habe. Ein berittener Bote brachte Kunde aus dem heimatlichen Golzwarden zu uns in die Grafschaft. Gewiss ist euch bekannt, wovon er sprach, da ihr daselbst in jener gottverlassenen Stadt weilt, die mir in so lieber Erinnerung blieb.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie sehr mich diese Kunde erfasste!

Entsann ich mich doch mit einem Mal einer lange vergessenen Begebenheit, die diese Vorkommnisse in der Heimatstadt erklären könnte!

Ihr erinnert, als ich meiner und Mutter Brot als Stallmagd auf einem der golzwardschen Höfe verdiente?

Es war in einer Nacht, da ich meine Herrschaften die Stiege herunterpoltern hörte und durch eine halbgeschlossene Tür im Licht des Vollmondes erkannte, dass sie ein großes Bündel, eingehüllt in schmutzige Leinentücher nach draußen trugen.

Ich traute mich nicht, meine Herren am nächsten Morgen danach zu fragen, hätte ich doch zugeben müssen, sie des nachts beobachtet zu haben, also ward diese Sache bald wieder vergessen.

Es war ja auch noch keinen Tag her, dass sie meine liebe Freundin Anna, Gott sei ihrer armen Seele gnädig, wegen Kindesmord verurteilt hatten! Wahrlich beschäftigten mich damals größere Dinge, als dieses Bündel Leinen!

Nun aber denke ich anders, wäre das Bündel vielleicht ein Mensch gewesen, verhüllt in Leinen? Und meine Herren - Gott bewahre- Mörder gewesen?

Anders weiß ich mir nicht zu erklären, warum ich eben gestern daran dachte, wo ich von dem Schrecken in Golzwarden hörte.

Vielleicht sind es meine Herren, (so weit mir bekannt ist, führen sie noch immer den zwölften Hof), die für die Vorkommnisse verantwortlich sind?

Ich bitte euch, lieber Vater, versprecht mir dieser Eingebung nachzugehen, ich bitte euch! Im Vertrauen auf ihre Hilfsbereitschaft in größter Dankbarkeit,

Ihre Margeredit Wiesbach

Es folgen weitere Auszüge aus des Pfarrers Tagebuch.

Anno 1651, den zehnten Februar

Ich schickte heute Nachricht nach Oldenburg zum Grafen, erwarte seine Antwort frühestens übermorgen.

Werde bisweilen der Frau Margeredit schreiben und um nähere Beschreibungen der auf dem Hof verbrachten Zeit bitten.

Anno 1651, den elften Februar

Ich erhielt heute Nachricht vom Grafen aus Oldenburg.

Er teilt mein Misstrauen und will mir einen seiner Männer zur Unterstützung schicken. Die Ereignisse hier im Dorf spitzen sich zu.

Es folgt ein Brief an den Pfarrer, im Tagebuch steckend.

Lieber Herr Vater,

gerne will ich Ihnen die auf golzwardschen Hof verbrachte Zeit näher beschreiben.

Ich trat meine Stelle als Stallmagd Anfang des Jahres 1637 an. Zu jener Zeit beschäftigten meine Herren, neben mir und der Frau Anna - Gott sei ihrer armen Seele gnädig!- noch zwei Knechte, die allerdings nicht sehr redselig waren. Zumeist hielten sie sich auf den weiten Feldern auf, oder sie trieben das Vieh auf die Weiden.

Außerdem ließen die Herren oft junge Burschen aus dem Dorf kommen, die Botengänge für sie unternahmen.

In den ersten Wochen war es vor allem der Zustand der Frau Anna, der sich von Tag zu Tag zu verschlechtern schien, der mir am meisten in Erinnerung blieb. Sie vertraute mir an, dass dieses Leiden bereits Ende Herbst begonnen hatte und sie seitdem von Tag zu Tag schwächer würde. Keiner wusste Rat. Letztlich schrieb der Arzt die Schwäche ihrer Schwangerschaft zu, doch Anna glaubte das nicht.

Ich hätte aber nie gedacht, dass sie ihr eigenes Kind mordet. Und ich kann es noch immer nicht glauben. Anna war eine gute Frau - stets freundlich und bemüht und voller Vorfreude auf das Kind- warum hätte sie dies tun sollen?

Als sie dann nicht wiederkam, habe ich einen Teil ihrer Pflichten übernommen.

Die Zeit auf dem Hof war ohne sie weniger angenehm, aber ich klagte nicht, denn meine Familie brauchte das Geld.

Mir ging es auf dem Hof nicht schlecht, doch auch ich fühlte eine im Herbst beginnende Schwäche, die von mir Besitz ergriff, doch war sie bei weitem nicht so beängstigend, wie bei Anna.

Ich schrieb sie dem schlechten Wetter und der langen Arbeit zu.

Im Winter desselben Jahres kehrte ich dann zurück nach Hause, um mich um meine Mutter zu kümmern, wie Sie ja wissen.

Danach habe ich den Hof nicht wieder betreten.

Vielleicht helfen Euch diese Schilderungen, das schreckliche Treiben in Golzwarden zu beenden. Möge Gott an Ihrer Seite sein und schützend seine Hand über das Dorf halten!

Eure Margeredit Wiesbach

Anno 1651, den zwölften Februar

Frau Margeredt sandte mir heute Nachricht.

Die Zeit auf dem golzwardschen Hof beschrieb sie als nicht sonderlich aufregend.

In ihrem Brief fiel jedoch ein Name, dem ich sofort ein Gesicht zuordnen konnte.

Anna Rüdebusch. Ich erinnere mich noch gut an sie, ich habe ihr die letzte Beichte im Gefängnis abgenommen. Am Abend vor ihrer Hinrichtung. War ein junges, hübsches Kind, die Anna.

Es war ihr nicht anzusehen, dass sie ihr eigen Fleisch und Blut ermordet hatte...

Hinter welch unschuldigen Gesicht sich doch oft der Teufel verbirgt!

Ihrer Hinrichtung am nächsten Morgen habe ich nicht beigewohnt, aber ich habe gebetet.

Gott wird sie ihrer gerechten Strafe zugeführt haben.

Sobald Unterstützung aus Oldenburg eintrifft, werde ich weitere Schritte unternehmen, vorerst bleibt mir nichts anderes, als abzuwarten.

Pastor Ludwig Schauenburgs Tagebuch - Fortsetzung

Ich wurde beim Lesen unterbrochen, weil Herr van Leeuwen unangemeldet in mein Arbeitszimmer stürmte und mit einem Stück Papier wild vor meinem Gesicht herumwedelte. Nur mit Mühe gelang es mir den Mann soweit zu beruhigen, dass er mir außer Atem berichtete, was er soeben erlebt hatte.

Er hatte den zwölften der Bauernhöfe auf Empfehlung eines Dorfbewohners besucht, weil er hoffte, dort mehr über die Ereignisse von damals zu erfahren.

Er erzählte mir von einem Betrunkenen, der sich ihm in den Weg gestellt und versucht hatte, ihn mit einer Geschichte vom Hof fernzuhalten.

Vermutlich handelte es sich bei dem Betrunkenen um Johann vom elften Hof, der gute Johann trinkt gerne mal einen zuviel und erzählt dann lauter dummes Zeug...

Auf dem Hof sei er schließlich eben dem jungen Mann begegnet, der auf der Seite im Tagebuch abgebildet war, das er mir direkt unter die Nase hielt.

Ich hatte den Mann noch nie gesehen.

Herr van Leeuwen flehte mich an, ihm angesichts der Umstände nun doch Einblick in die Archive zu gewähren.

Ich zeigte ihm meinen Fund und fasste zusammen, was ich Neues erfahren hatte.

Bisweilen waren die Aufzeichnungen sehr aufschlussreich. Ehemals hatte man also mit Ähnlichem im Dorf zu kämpfen. Bleibt abzuwarten, ob aus den Dokumenten hervorgeht, wie sie sich von diesem Problem befreien konnten.

Fest steht jedoch, dass die Ahnin des Herrn van Leeuwen offenkundig in Korrespondenz mit dem Herrn Genken gestanden hatte. Nur bedauerlich, dass die Tagebücher seiner Ahnin die lange Zeit nicht gut überstanden haben.

Wir werden uns nun wieder dem Nachlass des Herrn Genker widmen, zu zweit werden wir sicher schneller fündig.

Tagebuch des Pfarrers Genken

Anno 1651, den vierzehnten Februar

Heute traf Unterstützung aus Oldenburg ein. Habe dem Herrn die Situation im Dorf genauestens beschrieben, er zeigte viel Mitgefühl für unsere derzeitige Lage.

Auf seinen Wunsch hin nannte ich ihm auch die Namen der beiden Opfer und der Vermissten, beschrieb ihm ebenfalls die Male am Hals der Toten.
Er las die Briefe der Frau Margeredit und studierte die Stadtkarte über meinem Schreibtisch.
Am Ende fragte er mich: „Wo würden Sie eine Leiche verschwinden lassen, die niemand finden soll?“

„Lieber Herr Gott, ich könnte niemals wie ein Mörder denken, ich bin ein Freund der Menschen, die Hand Gottes und handle stets aus Liebe zu meinem Nächsten!“, wehrte ich mich.

Der Herr wies mich dann freundlicherweise darauf hin, dass ich viele meiner Schäfchen bewahren könne, würde ich nur versuchen, wie ein Mörder zu denken und zu fühlen.
Ich empfand dies als zutiefst abstoßend und falsch, musste dann aber doch einsehen, dass dies wahrscheinlich das einzige logische Vorgehen war.

„Sie glauben, die drei Brüder wollen die Entführten erst ermordet irgendwo verscharrt?“, fragte ich also. „Das glaube ich nicht. Das Fräulein Katheryna fand man nach einer Woche im Wassergraben, den Sohn des Bauern ebenfalls dort. Ich glaube nicht, dass sie die Armen irgendwo verschwinden lassen, sie wollen uns eher quälen und warten lassen.“

Wir überlegten.

„Wir haben zu wenig Hinweise“, sprach der Herr unserer beider Gedanken aus.

„Wir können den drei Brüdern nichts nachweisen, eine Durchsuchung des Hofs wäre sinnlos, sie könnten die Opfer ebenso gut woanders versteckt oder gefangen halten. Wir würden uns nur lächerlich machen, fänden wir nichts, und sie wären gewarnt, seien sie tatsächlich schuldig. Unser einziger Anhaltspunkt ist bislang die Beobachtung ihrer Freundin Margeredit. Außerdem wäre da noch der Name Anna, der bereits mehrfach gefallen ist“, fasste er zusammen.

Ich erzählte ihm alles von Frau Rüdebusch was mir bekannt war, woraufhin er die Stirn in Falten zog und nachzudenken schien.

„Anna Rüdebusch ist also wegen Kindesmord verhaftet und hingerichtet worden und genau einen Tag danach sieht Frau Margeredit ihre Herren mit einem schweren Bündel, bei dem es sich um eine Leiche gehandelt haben könnte, des Nachts aus dem Haus verschwinden?
Anna war als Haushälterin auf demselben Hof tätig wie ihre Freundin und weder diese noch Sie konnten sich vorstellen, dass Anna diese schreckliche Tat wirklich begangen hat? Wenn Sie mich fragen, ist damals noch etwas anderes vorgefallen“, meinte er nach einer Weile.
Wir beschlossen also zu versuchen, mehr über damals zu erfahren. Ich wusste auch schon, wo wir mit der Suche anfangen könnten.

Anno 1651, den sechzehnten Februar

Wir haben heute den Wärter befragt und dabei Unfassbares erfahren.

Anna Rüdebusch ist nicht, wie gerichtlich beschlossen, hingerichtet worden, sondern verschwand des Nachts spurlos aus ihrer Zelle.

Nachdem ich ihr damals die Beichte abgenommen hatte, war der Wärter eingeschlafen und erst am frühen Morgen, als Richter und Henker kamen, um sie zur Hinrichtung abzuholen, wieder aufgewacht.

Die Kerkertür stand offen und Frau Rüdebusch war weg.

Die Männer hatten den ganzen Keller durchsucht, fanden aber keinen Hinweis auf ihren Verbleib. Den Schlüssel hatte der Wärter an einer Kette um den Hals getragen (dort hing dieser auch immer noch) und Fenster gab es keine.

Die Suche nach ihr blieb erfolglos und wurde bald eingestellt. Sie besaß auch keine Verwandten mehr, die nach ihr fragten.

Der Fall wurde verschwiegen, um die Sicherheit des Gefängnisses nicht in Frage zu stellen. Keiner hatte bis zu diesem Tag je nach Anna Rüdebusch gefragt. Mir fiel ein, dass ich Frau Rüdebusch hatte schreiben sehen, als ich kam, um ihr die Beichte abzunehmen. Ich fragte den Wärter, ob Aufzeichnungen gefunden wurden. Es war tatsächlich etwas gefunden worden, im Nachtopf fand man einige beschriebene Blätter, aber die Schrift war verwischt und nicht mehr lesbar. Ihre letzten Aufzeichnungen waren also vernichtet worden, stellt sich die Frage - von wem?

Anno 1651, den achtzehnten Februar

Heute fand man den vermissten Johann, den Sohn des Bäckers. Zum dritten Male war der Wassergraben Fundort einer armen Seele. Möge der Herr ihm seinen ewigen Frieden geben. Wir tappen noch immer im Dunkeln. Uns fielen viele Orte ein, an denen sich eine Leiche verschwinden ließe - doch führte uns das zu keinem Ziel. Die Gräben waren zu naheliegend und auffällig, weil sie im Sommer kein Wasser führten und den Bauern ansonsten zur Bewässerung oder Tränke dienten. Das Moor war zu weit entfernt und Wald gab es weit und breit nicht. Blieben also die Felder, Wiesen und Acker. Es wäre ein Leichtes dort unauffällig einen Leichnam zu vergraben. In den zahlreichen Schuppen, Scheunen und Ställen ebenfalls, nicht zuletzt in den Wohnhäusern - auf staubigen Dachböden oder in finsternen Kellern. Die Verstecke schienen schier endlos, es wäre kein schweres Unterfangen, sie alle zu überprüfen - es wäre unmöglich. Wir konnten also voerst nichts unternehmen.

Anno 1651, den einundzwanzigsten Februar

Haben womöglich vielversprechende Spur. Überzeugen uns, sobald es dunkel wird.

denselben, spät am Abend

Wir hatten Erfolg. Welch grausame Tat kam soeben ans Licht! Wir hoben die Erde an jener Stelle aus und fanden eine halbe Elle tief das Skelett einer Frau. Reste von Leinen, die sie offenscheinig am Körper getragen hatte, sind ebenfalls erhalten. Besondere Merkmale gab es keine, wir wollen aber einen Arzt zu Rate ziehen, um die Todesursache zu erfahren. Wir glauben, dass die Frau nur eine sein kann - die Anna Rüdebusch. Zwar hat sie der Tod unkenntlich gemacht, sie trägt da nichts an sich, außer einen Ring am Finger, was sie als sie selbst erkennen ließ, aber die Hinweise lassen keinen falschen Schluss zu. Nun will ich aber berichten, was uns nachts zu diesem düsteren Ort führte. Drei Tage verstrichen, in denen wir mit unseren Nachforschungen nicht vorankamen. Wir konnten keinen der Boten ausfindig machen, die für die Herren Brüder Botendienste erledigt hatten. Frau Margeredit hatte uns alles erzählt, was sie über Frau Anna wusste. Es gab also keine Spur, die wir hätten verfolgen können. Untätig waren wir also gezwungen mit anzusehen, wie die Angst im Dorf weiter um sich griff und sich der Schrecken erneut zwei Opfer wählte. Der Mann Hans und sein Sohn werden nun seit zwei vollen Tagen vermisst.

Ich versuche den Dorfbewohnern Trost zu spenden und sie daran zu erinnern, dass der Herr Vater immer bei uns ist und unser Leid bald beendet wird.
Doch leider ist der menschliche Glaube schwach, in Zeiten der Not.

Immer weniger erscheinen zu meinen täglichen Predigten, sie haben ihr Vertrauen in Gott verloren. Die ersten verlassen bereits den Ort.

Menschenfurcht bringt zu Fall; wer sich aber auf den Herrn verlässt, wird beschützt.

Heute Mittag erschien der Herr Gesandte ganz aufgelöst in meinem Arbeitszimmer und sprach von einer einzigartigen Neuigkeit, die er heute erfahren hatte.

Er wohnte im Gasthaus des Orts und war beim Mittagessen zufällig Zeuge eines Gesprächs zweier Mütter geworden, die ihre Kinder heftig dafür maßregelten, dass sie trotz Verbot bei der alten Eiche am Steinkreis gespielt hatten.

Nachdem die beiden Kinder kleinlaut mit ihren Müttern den Gasthof verlassen hatten, fragte er die Wirtin, die die Worte ebenfalls mit angehört hatte, nach diesem verbotenen Ort, von dem sie ihre Kinder weit weg wissen wollten.

Es handelte sich dabei um mehrere alte Steine, die in einem Kreis vor einem alten Eichenbaum standen.

Er zitierte mir ihre Worte, als sie den Ort beschrieb:

„Ein Ort des Bösen, seit Jahrhunderten gebraucht um ihre abartigen Rituale durchzuführen.“
Mehr bekam er aus ihr nicht heraus, erfuhr aber durch weitere Befragungen, dass der Ort weitgehend gemieden wurde.

„Ein Ort, der allseits gefürchtet wird und dem sich kein Dorfbewohner (höchstens mal ein wagemutiges Kind), je auf hundert Schritt nähern würde, ist doch der ideale Platz um Menschen verschwinden zu lassen. Niemand würde dort nach einem Vermissten suchen.“
Der besagte Ort lag nicht besonders weit von Golzwarderwurp 12 entfernt.

Es passte.

Frau Margeredit hatte die Herren Brüder am Tag nach Annas Inhaftierung mit einem schweren Bündel in der Dunkelheit der Nacht verschwinden sehen. Wir wussten nun, dass Anna keineswegs am nächsten Morgen hingerichtet wurde, sondern, dass sie in der Nacht aus dem Gefängnis verschwand. Es gab keine Zweifel mehr.

Im Schutze der Nacht brachen wir zu dem Steinkreis auf.

Anna Rüdebuschs letzte Aufzeichnungen - letzter Teil

Mitternacht.

Gerade war der Pfarrer bei mir und hat mir die Beichte abgenommen.

Er sagte, er werde für mich beten.

Jetzt bin ich wieder allein hier unten - das heißt, der Wärter ist noch da, aber der ist sogleich wieder eingeschlummert, nachdem der Pfaffer gegangen war.

Jetzt schnarcht er.

Seine Kerze ist fast heruntergebrannt, ich muss mich beeilen.

Meine Schwäche nahm von Tag zu Tag zu.

Auffällig war jedoch, dass mich die Schwächeanfälle immer dann überkamen, wenn sich die Herren in meiner Nähe aufhielten. Sobald sie den Raum betrat, spürte ich, wie mich meine Kräfte verließen. Ich ging den Dreien daher so gut es ging aus dem Weg.

Doch es half nichts. Morgens erwachte ich stets entkräftet und abends ging ich erschöpft zu Bett.

Die Geburt meines Kindes forderte meine letzten Kräfte ein. Mein Kind in den Armen fiel ich völlig entkräftet in einen tiefen, von Alpträumen geplagten Schlaf, aus dem ich erst nach vielen Stunden schweißnass erwachte.

Ich spürte sofort, dass etwas nicht stimmte - der warme weiche Körper meines Kindes, den ich zuvor fest in meinen Armen gehalten hatte, war fort.

Verzweifelt sprang ich aus dem Bett und suchte nach meinem Kind, lief besinnungslos durch das Haus, schrie mir die Seele aus dem Leib, verfluchte meine Herren, die ich dafür verantwortlich machte, verfluchte sie und den verdammten Hof.

Doch es half alles nichts, keiner reagierte auf mein Schreien, das Haus war menschenleer. Mein Kind blieb verschwunden.

Der Schmerz zerriss mir das Herz, meine Erschöpfung tat den Rest und ich sank ohnmächtig zu Boden.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich wieder in meinem Bett, in meinen Armen, das Kind. Es hatte aufgehört zu atmen und seine Haut war kalt.

Was danach geschah, kommt mir wie ein Traum vor, denn ich nahm die Welt um mich herum nur noch verschwommen wahr. Ich wickelte mein Kind in aller Hast in eine dicke Decke, drückte es an meine Brust und eilte ins Dorf hinunter.

Ich hielt nicht an, reagierte nicht auf die Rufe der Dorfbewohner denen ich begegnete - meine Füße trugen mich auf direktem Wege zum Arzt.

Er las in meinem Gesicht und nahm mir den Säugling aus den Armen - beatmete es, wärmte es - vergeblich - mein Kind war tot.

Er rief nach einer Schwester, flüsterte ihr etwas ins Ohr und übergab ihr mein Kind. Dann warf er mir einen merkwürdigen Blick zu und beide eilten aus dem Zimmer. Ich hörte noch, wie sie die Tür verbarradierten, dann war alles ruhig.

Ich verstand gar nichts mehr.

Irgendwann kam der Arzt in Begleitung eines Mannes zurück, der seinem Aussehen nach ein hohes Amt bekleiden musste, ein Richter, vermutete ich.

Doch wofür klagte man mich an? Was hatte ich verbrochen? Warum hatte man mir mein Kind weggenommen, warum behandelte man mich wie eine Verbrecherin? Träumte ich womöglich?

„Anna Rüdebusch?“ Ich nickte benommen. „Sie werden des Mordes an ihrem eigenen Kind bezichtigt. Auf den Kindsmord steht die Todesstrafe. Kommen Sie bitte mit“, erklärte mir der Richter langsam.

Ich rührte mich kein Stück.

„Die Male am Körper des Kindes sprechen eindeutig dafür, dass es erdrückt wurde“, warf der Arzt ein.

„Ich habe mein Kind nicht getötet“, flüsterte ich. Dann schrie ich es heraus, ich schlug um mich, verfluchte die Herren hundertmal, beschimpfte den Arzt und den verdammten Herrn Richter mit seiner gleichgültigen Miene.

Letzten Endes mussten sie mich zu zweit zum Wagen zerren.

Sie brachten mich ins Gefängnis, stießen mich in eine dunkle, nasse Zelle. Hier sitze ich nun, in einer dunklen Zelle.

Ich habe alles gesagt, was ich zu sagen hatte.

Ich habe keine Angst vor dem Tod. Gott wird über mich richten. Die Kerze ist heruntergebrannt, die Flamme flackert schon.

Da, ich höre schon ihre Schritte, sie kommen mich holen.

Die Kerze ist erloschen.

Tagebuch des Pfarrers Genken

Anno 1651, den zweiundzwanzigsten Februar

Es besteht kein Zweifel mehr, dass es sich bei der Leiche um Anna Rüdebusch handelt. Unser Herr Arzt war es, der damals Anna des Mordes an ihrem eigenen Fleisch und Blut bezichtigte.

Damals hatte er Male am Körper des Kindes gefunden, die ihn zu dieser Schlussfolgerung brachten. Er selbst bestätigte uns nun den grausamen Fund an der Eiche.

Er erinnerte sich an den schlichten metallernen Ring, den Anna getragen hatte. Es war ein Geschenk ihres verstorbenen Mannes gewesen, hatte sie ihm anvertraut.

Ich empfand es als meine Pflicht sofort nach unserem Fund der Frau Margeredit zu schreiben, bat sie aber, sich Golzwarden nicht zu nähern, weil wir uns von dem Problem noch nicht entledigt hätten.

Anno 1651, den vierundzwanzigsten Februar

Der Herr Gesandte meint, ausreichend Hinweise auf die Schuld der drei Ketzer gefunden zu haben. Morgen will er abreisen und in Oldenburg richterliche Schritte einleiten.

Doch das ist der falsche Weg. Nur Gottes Worte können den bösen Geist austreiben.

Diese drei Brüder sind keine Menschen.

Nie lauschten sie meinen Predigten, noch nie habe ich auch nur einen von ihnen beim Gottesdienst gesehen, keiner hat jemals gebeichtet, unsere Kirche haben sie nie betreten. Darum auch wird ein Gericht der Menschen sinnlos sein.

Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, mit den Herren der Welt, die über diese Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

Aber der Herr ist treu; er wird mich stärken und bewahren vor dem Bösen.

Widerstehe ich dem Teufel, so wird er vor mir die Flucht ergreifen und wieder herab in seine Hölle steigen.

Anno 1651, den fünfundzwanzigsten Februar

Ich habe einen Steinmetzer mit der Arbeit an einer Stele beauftragt. Er versprach mir sie in zwei Tagen bringen zu können.

Der Herr Gesandte hat Golzwarden zu Mittag verlassen.

Anno 1651, den sechsundzwanzigsten Februar

Vater Hans und sein Sohn sind blutleer im Graben gefunden wurden. Gott gib mir Kraft für die letzte Etappe.

Anno 1651, den sechsundzwanzigsten Februar

Die Arbeiten am Stein verzögern sich, es wird noch einen weiteren Tag dauern.

Anno 1651, den siebenundzwanzigsten Februar

Der Stein ist fertig.

Heute Abend werde ich vollbringen, was getan werden muss. Allmächtiger steh mir bei in dieser Nacht.

denselben

Es ist vollbracht.

Loek van Leeuwens Tagebuch - Fortsetzung

9.Juni 1900 4 Uhr in der Früh

Die Aufzeichnungen des Pfarrers enden bald. Nachdem er den Stein aufgestellt hatte, hörten die Fälle von Vampirismus sofort auf und alles ging wieder seinen gewohnten Gang.

Als die Gesandten des Grafen zurück nach Golzwarden kamen, fanden sie den Hof verlassen vor. Die Brüder waren spurlos verschwunden.

Seitdem wurde der Hof gemieden.

Wir fanden heraus, dass sich Vater Genken viele Jahre nach dem Aufstellen des Steins noch darum bemüht hatte, die Identität der drei Brüder heraus zu finden.

Nachbarn hatten dem Mann eine ähnliche Geschichte erzählt, wie mir der alte Mann vom elften Hof, dass die drei Hexer seien, die mit dem Teufel im Bunde waren und dass sie nur allzu froh waren, dass sie nun von dieser Erde getilgt seien.

Seine Nachforschungen verloren sich irgendwann und es folgten keine weiteren Einträge über den Fall.

Herr Schauenburg veranlasste sofort die Suche nach dem damals gefertigten Stein, dem er göttliche Kräfte zuschrieb, wenn er tatsächlich vermochte drei Hexer zu bannen.

Er sieht darin *die letzte Chance das Grauen abzuwenden, ehe ganz Golzwarden entvölkert werde.*

Die Suche dauerte mir jedoch zu lange, ich wollte den Hof erneut aufsuchen, diesmal gewappnet. Ich glaubte nicht an Hexerei und böse Geister, doch die Sache schien mir nicht geheuer.

Sollten diese drei Herren, die derzeit auf dem Hof lebten, und die kein Bewohner anzusprechen wagte, mir ihren Teil der Geschichte erzählen.

Wir hatten bis weit in die Nacht damit zugebracht, den Nachlass des Pfarrers durchzusehen.

Es war schon früh am Morgen, doch die Sonne war nicht aufgegangen.

Diesmal ward mir die Tür bereits nach dem dritten Klopfen geöffnet.

Ich sah mich jedoch niemandem gegenüber stehen, als die Tür aufschwang. Vorsichtig machte ich einige Schritte in den Flur, da fiel die Tür hinter mir ins Schloss.

„Hallo?“, rief ich. „Zeigen Sie sich! Ich bin gekommen, um Ihnen einige Fragen zu stellen!“

„Man will uns Fragen stellen...“, säuselte leise ein Chor von Stimmen.

Ich spürte mit einem Mal eine Präsens im Raum, dass sich mir die Nackenhaare auftstellten. Ich sah mich nervös um, drehte meinen Kopf in alle Richtungen, da standen plötzlich wie aus dem Nichts fünf Gestalten vor mir. Zwei von ihnen waren groß und dürr mit krummen Rücken und staubigem Haar, allem Anschein nach die zwei Knechte.

Die anderen drei mussten die Brüder sein. Einem von ihnen war ich bereits begegnet. Ihr Haar war dunkel und ihre Augen eisblau. Die Kleidung staubig.

Die Gesichter wirkten jung und doch uralt.

„Genau“, bestätigte ich und trat mutig einen Schritt näher heran.

„Das hat bislang noch keiner gewagt...Nur zu, fragen Sie, aber beeilen Sie sich“, wisperten sie. „Wer sind Sie?“, fragte ich. „Was sind Sie?“

„Wir sind nicht viel anders als Sie, Herr“, flüsterte der eine. „Auch wir sind Menschen.“

Ich sah sich verächtlich an.

„Menschen, denen es nach dem Blut anderer, unschuldiger Menschen dürstet!\", überkam es mich.

Langsam schüttelten sie den Kopf. „Sie verstehen nicht.“ Ich ignorierte diese Antwort.

„Erzählen Sie mir von Anna Rüdebusch“, forderte ich.

„Sie haben nicht viel Zeit“, säuselte der eine warnend. „Bitte.“

„Sie führte uns den Haushalt, diente uns als Nahrungsquelle.“

Ich schauderte.

„Wie starb sie? Sie verschwand spurlos aus dem Gefängnis.“

„Wir haben sie gerufen und sie ist unserem Ruf gefolgt. Wir können unseren Hof nicht verlassen, aber unser Wille ist auch außerhalb unseres Bannkreises stark.

Jeder, den wir rufen, muss unserem Ruf Folge leisten. Das ist Bestandteil unseres Wesens, dient uns zur Beschaffung von Leben. Wie glauben Sie, ist es uns gelungen, trotz unseres Banns an Leben zu kommen?“

Sie sind also tatsächlich an diesen Ort gebannt, dachte ich. *Wie der Alte gesagt hat.*

„Wir genossen es, wieder einmal einen Menschen um uns zu haben, gleichzeitig ist unser Verlangen nach Leben und der Wunsch nach Rache damals noch so viel größer gewesen als heute. Wir raubten ihr Tag für Tag ihre Lebenskraft, dann die ihres neugeborenen Kindes“, fuhren sie fort.

„Der Arzt hat Anna für den Tod ihres Kindes verantwortlich gemacht“, begann ich.

„Anna entkam uns und eilte ins Dorf hinunter. Der Arzt hielt die Male am Körper des Kindes für Annas Werk, auch sein Wille ist dem unseren Untertan.“

Keiner glaubte der kranken, geistesverwirrten Anna, die im Fieber fantasierte.

Man hat sie inhaftiert, doch es befand sich noch Leben in ihr. Leben, nach dem es uns verlangte. Auch *Ihre* Kraft nährt uns. Sie merken es vielleicht schon, wie sie langsamträger werden, wie Ihre Kräfte Sie verlassen?“

Ich schluckte. Ich spürte es tatsächlich.

„Warum tut ihr das? Lasst ab von den Menschen.“

Ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen. „Können Sie Ihr Herz am Schlagen hindern?“

Ich verstand nicht. „Uns ist es ebenso wenig möglich, ohne die Lebenskraft der Menschen zu existieren. Bleibt Ihr Herz stehen - sterben Sie. Fehlt uns die Lebensenergie der Menschen?“ „Sterben Sie?“, folgerte ich.

Sie schüttelten langsam den Köpfe. „Gestorben sind wir schon vor sehr langer Zeit.“ „Vor einer Ewigkeit...“, murmelten sie.

„Was ist damals geschehen?“

Einer von ihnen, es war eben der, der mich gestern hinterm Haus überrascht hatte, trat einen Schritt vor.

Er räusperte sich, ehe er mit seiner leisen, heiseren Stimme anhob zu erzählen.

„Sie kennen sie vielleicht unter dem Namen Pocken, doch damals hießen sie Blattern.“

Damals, es war wohl im Jahre 1506 wüteten die Pocken in der ganzen Ortschaft, von Ovelgönne über Schmalenfleth bis nach Golzwarden und kosteten fast einem Drittel der Einwohner das Leben. Bauern, vor allem Kuhbauern, wie wir es waren, berührte die Krankheit nicht.

Wir erlitten die Kuhpocken, doch diese ist harmlos im Vergleich zu den Blattern.

Unser Ansehen im Dorf schwand, als unser Hof weithin der einzige blieb, der keine Angehörigen betrauern musste. Sie zürnten uns, dass wir lebten wie bisher, während sie schwere Verluste beklagten.

Eines Nachts kam ein wütender Mob aus Dorfbewohnern mit Stöckern und Keulen auf unseren Hof. Meine Brüder und Friderich und Peter kamen ahnungslos aus dem Haus geeilt, als sie den Lärm hörten und wurden von dem Dorf totgedroschen.

Ich war noch an der Arbeit in den Ställen gewesen und fuhr erst beim Todesschrei meiner Brüder zusammen.

Sofort eilte ich hinaus, sah meine Brüder am Boden in ihrem eigenen Blut liegend, daneben die Knechte, ihre Körper zerschunden, ihre Kleidung durchtränkt. Ich sah die verstörte Menge, die in ihrer Mordlust besinnungslos die blutigen Keulen schwang. Der Schmerz überwältigte mich und ich schwor ihnen Rache.

Doch meine Wut machte mich unachtsam - hinterrücks schlügen sie mich nieder, ich starb neben meinen Brüdern."

Eine Weile sagte keiner ein Wort.

„Und nun müssen wir erfüllen, was er damals hat so leichtsinnig geschworen", flüsterten die anderen.

„Wir sind an diesen Ort gebunden, unsere Körper sind es, die unsere Seelen auf die Erde fesseln. Hier finden wir keine Ruhe. Nicht an diesem Ort."

„Gibt es denn keine Hoffnung mehr?", fragte ich leise.

„Der Stein...der Stein...", flüsterten sie.

„Die Stele? Der Mahnstein, den der Pfarrer 1651 auf Ihrem Hof aufstellen ließ?"

Sie nickten stumm. „Genau den."

„Aber wieso? Was hat es mit diesem Stein auf sich?"

„Dieser Stein, der damals von einem Kirchenmann ist aufgestellt worden, scheucht unsere Seelen aus unseren Körpern. Doch wir finden keinen Frieden, weil sich unsere sterblichen Überreste noch immer irgendwo auf diesem Hof befinden."

„Dieser Hof lässt uns nicht los...", murmelte einer der Knechte.

„Sie müssen sie finden und fort von hier bringen! Fort von dieser Erde, die erbarmungslos unser Blut aufsog", wisperten sie in mein Ohr. „Sie müssen sie finden!"

„Sagen Sie mir, was ich tun muss!" „Sie brauchen den Stein!"

Pastor Ludwig Schauenburgs Tagebuch Fortsetzung

den 9. Juni 1900 4 Uhr in der Früh

Ich weiß nicht, wo ich mit der Suche nach dem Stein anfangen soll.

Herr van Leeuwen ist Hals über Kopf davongeeilt, ohne dass ich ihn fragen konnte, wohin. Ich habe mehrere Männer mit der Suche nach dem Stein beauftragt. Leider wissen wir nicht, wie er ausgesehen hat, was uns die Suche deutlich erschwert.

halb 6 in der Früh

Eben kam ein Bursche zu mir.

Es war keiner der Männer, die ich mit der Suche beauftragt hatte - es war ein Stadtarbeiter. Er sagte, er hätte beim Loten der Graft einen alten Grabstein gefunden, ob ich vielleicht etwas damit anzufangen wüsste?

Ich konnte mein Glück kaum fassen.

Bei besagtem Stein, musste es sich tatsächlich um die gesuchte Stele handeln!

Von wegen *Grabstein*.

Die Vorderseite zierte ein Schriftzug sowie das Relief eines Totenschädels. Auf der Rückseite wird der Mord an Anna Rüdebusch geschildert.

Ich werde mich sofort aufmachen. Gott führe meine Hand.

Loek van Leeuwens Tagebuch - Fortsetzung

Eben in diesem Augenblick kam Vater Schauenburg in die Halle gestolpert, riss mich am Ärmel von den fünf weg.

„Da bin ich ja gerade noch zur rechten Zeit gekommen!“

„Ihr da, verschwindet! Schert euch zurück zu eurem Herrn!“ Er streckte abwehrend eine Hand, in der er eine Kette mit einem Kruzifix trug in ihre Richtung und sprach mahnend die Worte: „Im Namen des Herrn, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...“

Dann rannte er, mich am Arm hinter sich her zerrend aus der Eingangshalle hinaus auf den dunklen Hof.

„Was haben Sie vor?“, fragte ich ihn aufgebracht.

Er antwortete nicht und zog mich weiter bis zur Hofeinfahrt, wo er unvermittelt stehen blieb. „Es müsste gleich soweit sein - Passen Sie gut auf!“, rief er siegessicher.

Ich sah die drei Brüder, die gefolgt von ihren Knechten langsam aus dem Haus und auf uns zu kamen. Herr Schauenburg sah sie ebenfalls.

„Sehr gut...alles läuft nach Plan! Das Böse mag hinterhältig und schlau sein, doch ich bin es auch!“, murmelte er und sah nach der Straße.

„Hochwürdiger Herr...“, säuselten die Herren. „Warum haben Sie uns unseren Gast entführt? Wir waren noch nicht fertig...“

„Schweig, Satansbrut! Ihr werdet heute eurer gerechten Strafe zugeführt!“, scholl Schauenburg, sein Blick weiterhin auf die Straße gerichtet.

„Spricht so einer, der vorgibt ein Menschenfreund zu sein? Jemand, dem die Nächstenliebe das höchste Gebot ist?“, entgegnete einer von ihnen und sah den Pfarrer mit funkelnden Augen an.

„Man hat uns gemordet, ist auf unseren Leichnamen herumgetrampelt, hat uns verspottet. Wo war denn Ihre Nächstenliebe, als Sie zum Mord an uns appellierten? Waren es nicht Pfarrers Worte, die den Mob antrieben, die uns als Ketzer brandmarkten? Sie allen voran forderten unseren Tod. Die Krankheit hat uns nicht berührt - aber dafür ist weder ein Gott noch ein Teufel verantwortlich“, flüsterte er.

Herr Schauenburg machte einen Schritt zurück und zischte aufgebracht: „Hütet eure Zunge, Götzendiener! Fordert keine Nächstenliebe von mir, denn für eure Teufelereien habe ich nichts als Verachtung übrig! Habt nicht ihr selbst Dutzende gemordet? Und nun verlangt ihr Mitleid? Ihr seid keine Menschen, der Teufel hat euch auf die Erde gesannt, um Gottes Kinder in sein Reich hinab zu zerren! Für euch empfinde ich kein Mitleid!“

Mein Vorgänger hat nur getan, was seine Pflicht war - Unrecht muss bestraft werden!“

Von links kamen zwei Männer, die einen Karren hinter sich her zogen.

„Na endlich...“, murmelte Schauenburg.

„Ist es nicht Unrecht, einen Unschuldigen zu bestrafen?“, fuhr einer der Brüder fort.

„Gedenkt eurer Taten!“, schrie Schauenburg schrill und wich zurück, als der Mann einige Schritte auf ihn zu machte.

Da erreichte der Karren den Hof, Schauenburg hastete hin und gab den beiden Männern Anweisungen. „Schnell, schnell, laden Sie ihn ab! Ja, hier, auf die Wiese!“

Die drei Brüder machten große Augen.

„Der Stein, der Stein...“, flüsterten sie ehrfürchtig.

Herr Schauenburg wandte sich wieder den fünf zu, sein Gesicht kalt und entschlossen.

„Im Namen des Herrn, des Sohnes und des Heiligen Geistes...“, begann er erneut und näherte sich mit langsamem Schritten.

„Ihr habt den Teufel zum Vater, und nach eures Vaters Begierden wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an und steht nicht in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm“, fuhr er fort.

Ich beobachtete die Herren genau. Sie verzogen keine Miene.

Die Männer trugen den Stein zur Wiese.

„Wer Sünde tut, der ist vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang an!“

„Bitte, kein Grab“, flüsterten sie.

„Weil das Urteil über böses Tun nicht sogleich ergeht, wird das Herz der Menschen voll Begier, Böses zu tun!“

„Wir haben vor langer Zeit unseren Glauben verloren - unsere Unschuld besänftigte keinen Gott - ein Pfarrer hat in seiner Nächstenliebe zum Mord an uns aufgerufen - wir wollen kein Grab“, flüsterten sie.

Ich nickte stumm.

Die Männer luden den Stein ab.

„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre!“

Ich sah, wie die Konturen der fünf langsam verblassten. Die beiden Karrenzieher schrien panisch auf und rannten davon.

Ein Wispern drang an mein Ohr, ein kaum wahrnehmbares „*Vielen Dank*“, wie ein Windhauch, der sogleich verweht. Dann standen nur noch der Pfarrer und ich vor dem dunklen Hofe.

„Oh Mensch“, murmelte Schauenburg. „Fürchte Gottes zorniges Gesicht und sündige nicht, weil Gott nach seinem strengen Gericht das Böse stets bestraft und bringt ans Licht, auch wenn's bei Nacht und heimlich geschieht.“

Eine Weile stand ich stumm da und dachte über seine letzten Worte nach.

„Worauf warten Sie? Lassen Sie uns nicht unnötig lange auf diesem Hof bleiben“, drängte Schauenburg.

„Gehen Sie ohne mich“, erwiderte ich und wandte mich um.

„Ich habe noch etwas zu erledigen.“